

SIMPLICISSIMUS

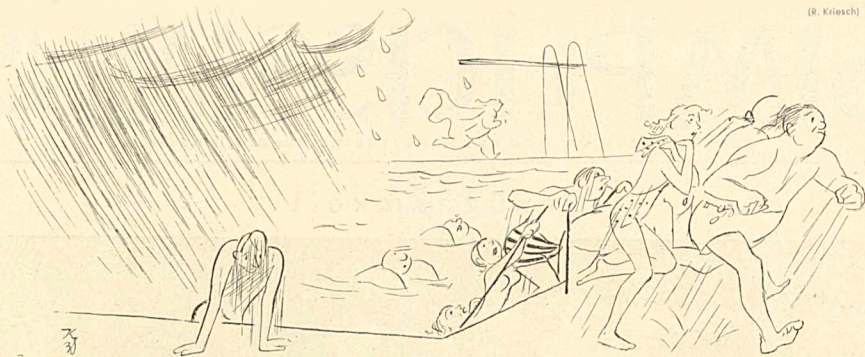
VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Genügsamkeit

(R. Kriesch)



„Geht nicht im Badeanzug der Reiz des Geheimnisvollen bei uns Frauen verloren?“
„Ach nee, so'n paar Rätselchen gibt es ja noch immer zu lösen!“



Der tolle Strohwitwer!

Otto steht auf dem Bahnhof, die Familie ist im Abteil. Noch einmal prägt Otto dem Sohne Max ein, er solle sich nicht so weit hinauslehnen, noch einmal gibt er seiner Frau den Auftrag, sie möge sich gut erholen, noch einmal leistet er den Schwur, ab und zu an den Kleidern im Schrank zu schütteln, damit die Motten erschrecken. Jetzt knallen die Türen zu, einige Bahnbeamte pfeifen, andere geben Winkzeichen. Die Familie fährt, Otto steht und winkt vorschriftsmäßig, Max lehnt sich weit hinaus, die Ferien haben begonnen, Otto ist Strohwitwer.

Strohwitwer ist ein unsolides Wort, es klingt nicht nach Materialechtheit. Es ist eine vergängliche Sache wie Strohfeder. Strohwitwer müssen sich beeilen, diesen Zustand auszunutzen. Pflücke das Stroh, eh es verbilht!

Was tut Otto jetzt? Nun, er geht federnden Schrittes vom Bahnhof fort, wenn er ein Stöckchen hätte, würde er es schwingen und wenn er ein Liedchen hätte, würde er es trällern. Ihm ist wie dem Burschen irgendeines, jetzt veralteten Studentenliedes, der jetzt die Fesseln des Elternhauses abgestreift hat und in die sogenannte Musenstadt einzieht. Die goldene Freiheit liegt vor Otto, seine Brust schwellt das gute Gewissen, seiner Familie eine Wohltat erwiesen zu haben, indem er sie in die reine Landluft sandte.

Er hat Ferien vom Familienleben.

Er wird als freier Mann unter freien Männern leben. Er wird seine Pflichten erfüllen durch Schütteln an den Kleidern, durch Füttern der Fische im Aquarium, er wird die Fenster so weit schließen und so wenig öffnen, daß es nicht hereinregnen kann, er wird die Milchrechnung bezahlen, er wird den Mann von der Ortskrankenkasse im Auge behalten, er wird die Zeitungsfrau fürstlich entlohnen. Das Getriebe der bürgerlichen Existenz wird er weiterlaufen lassen, aber er wird es sachte laufen lassen; er wird den Haushalt in Moll spielen und das wieder-geschenkte Junggesellenleben in Dur.

Ein toller Bursche, dieser Otto. Alle diese daheim-

gebliebenen Ottos sind tolle Burschen, so fühlen sie sich wenigstens.

Das ausschweifende Leben beginnt damit, daß er nicht zu Mittag isst. Er geht nur ins Café; zwei Eier im Glas. Der freie Mensch ist nicht verpflichtet, jeden Tag ein ausgewachsenes Mittagessen zu sich zu nehmen. Kein Gott kann ihn dazu zwingen, nur Sklaven müssen regelmäßig mittagessen.

Ja, was könnte man eigentlich noch tun, um seine Freiheit zu genießen? Es müßte etwas ganz Außerordentliches sein. Zum Donnerwetter, fällt ihm

denn gar nichts ein. Ins Kino geht er auch sonst, auch ins Theater. Daß er anstatt am Dienstag heute am Donnerstag an den Stammtisch geht, wo die unverheirateten Freunde in überschäumender Unabhängigkeit Abend für Abend ihr Bier trinken, genügt seinen weitgespannten Plänen nicht.

Er könnte Erna anrufen, Erna, von der seine Frau nicht besonders entzückt ist, wenn er sie anruft. Aber das scheint ihm zu konventionell, das tun die andern Strohwitwer serienweise. Außerdem müßte es eine ganz ungewöhnliche Erna sein. Aber es ist wie verhext, es fällt ihm nicht die kleinste Erna ein, die anzurufen ihm sonst nicht vergönnt wäre.

Er zermartert sein Gehirn, um herauszufinden, was er sich wohl manchmal gewünscht habe, zu tun, wenn er Junggeselle auf Zeit wäre. Er weiß genau, daß er sich manchmal so etwas gewünscht habe. Es ist ihm entfallen. Er könnte jetzt ohne jeden Stachel im Herzen heimgehen und zu Hause wie gewöhnlich grüßend fragen: „Was gibt's heute zum essen?“

Er hat auf einmal keine Phantasie, er ist schlagartig wunschlos.

Also geht er nach Hause. Und da kommt ihm eine tollredende Idee. Jetzt ist es fünf Uhr nachmittags. Jawohl, das ist etwas, was sich nur so ein Junggeselle leisten kann, einer, der auf niemand Rücksicht zu nehmen hat.

Er läßt die Badewanne einlaufen. Er nimmt ein warmes Bad, mitten am Tage, um fünf Uhr nachmittags. Hat man jemals schon gehört, daß ein gelerntes Familienoberhaupt um fünf Uhr nachmittags ein warmes Bad nimmt? Nein, das hat noch niemand gehört. Das ist, wie wenn ein Lastenzug eine Einbahnstraße in falscher Richtung fährt, das ist wider den Lauf der Gestirne.

Otto badet als freier Mann, und hinterher geht er unbekleidet in seiner Wohnung umher, als ob er der Herr der Wohnung wäre. Jetzt fühlt er sich ganz als Strohwitwer, ledig aller Fesseln. Jetzt fühlt er sich ganz als toller Otto! Foitzick

Eile mit Weile

Von Rataßsfr

So ist der Menschenjohn beschaffen
(und gleicht darin dem Vetter Ufen):

biereifrig bildet er sich ein,

er müsse mitbeteiligt sein,

die annoch unbewegten Sachen

lebendig und mobil zu machen.

Sein werter Senf sei unentbehrlich,

dünkt ihn, und er versucht begehrtlich,

das In-sich-Ruhende zu stupfen,

den Deckel von dem Pott zu lupfen . . .

O rühre, rühre nicht daran!

Du weißt nicht, was passieren kann.

Was schläft, das läßt auch dich in Ruh.

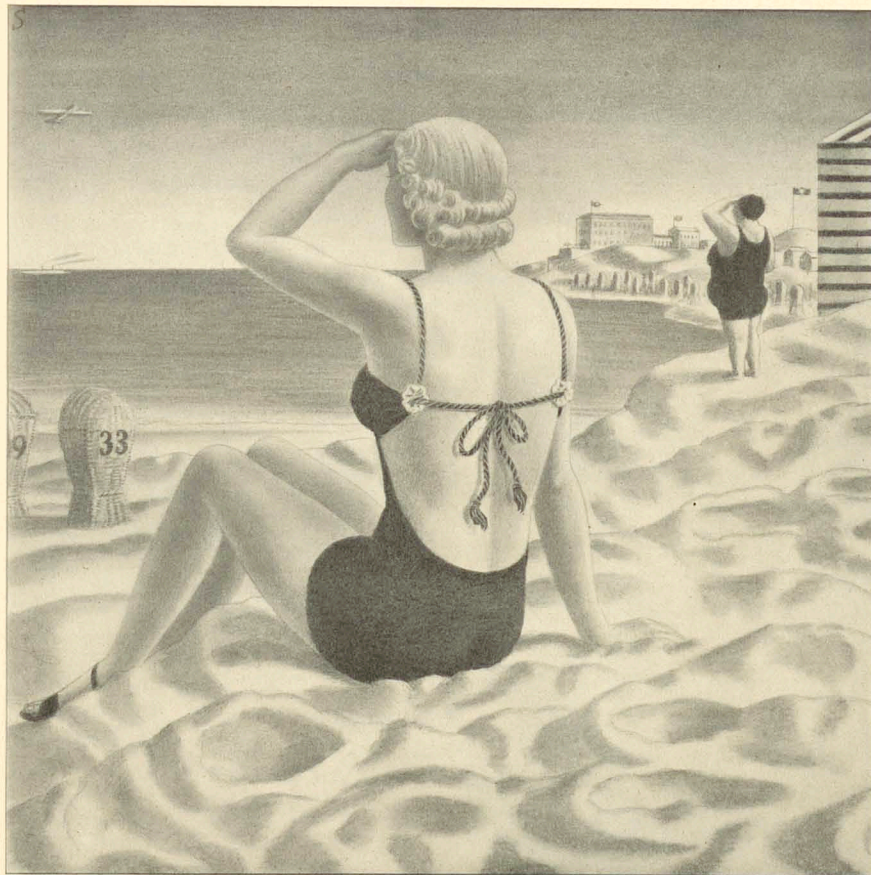
Geweckt wird's häufig zum Silou

und kommt dir peinlich in die Quere.

Heißt's nicht: Quieta non movere?

Sittliche Bedenken

(Erich Schilling)



„ . . . und nun gar einen Rückenflug — würdest du 's wagen, Mama, mit den Beinen nach oben?“ — „Wagen schon, aber ich fände es doch recht unpassend!“

Wahres Geschichtchen

In einem schwäbischen Dorf war vor Jahren nach Abzug der italienischen Erdarbeiter ein „Ablegerle“ zurückgeblieben. Die Großeltern meldeten es auf dem Standesamt und meinten dazu: „Aufziehe wöllet mers jo scho, aber wenn mer des Kend emol no u verschoht.“

Hintergründe

Unlängst saß mein Freund Ratzenböck, er macht jeden Sonntag eine kleine Gebirgstour, gegen abend in einem idyllischen Wirtshausgarten. Das Essen war gut, das Bier ebenso gepflegt wie

der Wein und die fröhlich plaudernde Kellnerin, und Ratzenböck fühlte sich so hundswohl, daß er den Wirt fragte:

„Herr Wirt, was würden Sie mir Pension rechnen, wenn ich meinen Urlaub bei Ihnen verbringe?“
„Das kimmt grad drauf an“, meinte der Wirt bedächtig, „ob's allanig kummen oder mit der Frau Gemahlin. Wann S' allanig kummen, kost's halt sechsefuchz'g, wann S' aber mit der Frau Gemahlin kummen, nachher nur vierfuchz'g für d' Person!“

„Und warum ist es teurer, wenn ich allein komme?“
„Ja schau'n S'“, sagte der Wirt mit einem Blick auf die durch den Garten eilende Kellnerin, „alles hat seine Hintergründ. . . Wann so a Sommerfrischler allanig bei mir wohnt, da wird ma de

Mirz, de was jo a bildsaubers Madl is, hint und vurn von der Arbeit auf'halten und nachher hab i viel mehr z'tuan — no — und für des muß i mir do a Klanigkeit aufrechnen, net wahr jo!“

Freude

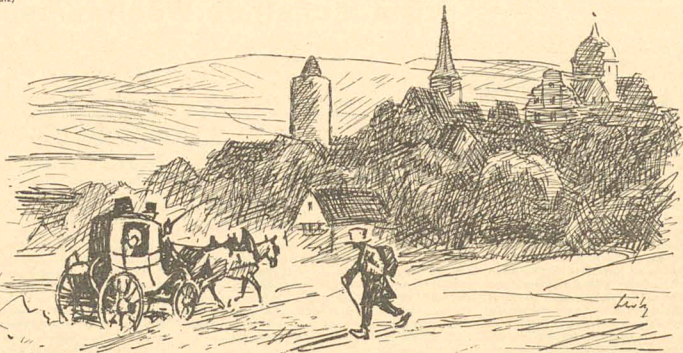
Großvater ist tot und die ganze Sippe hüllt sich in Trauer. Auch der kleine Alfred macht sich fein und zieht sein schönstes Stück, eine rote Weste, an. Die Mutter sagt: „Das geht doch nicht, Fredl, sofort ziehst du die rote Weste aus, so kannt du doch nicht zur Beerdigung gehn!“ Sagt der Kleine: „Wenn ich die rote Weste nicht anziehen darf, dann freut mich die ganze Leich nicht!“

Das Weltgewissen

(Karl Arnold)



„Komisch — an mich appellieren sie immer, wenn sie die Hosen voll haben!“



DRUSUS

ERZÄHLUNG VON JOSEF MARTIN BAUER

Balthasar Heggeler war ein schlenkerbeiniger Mann, dessen etwas lächerlichen Anblick man beim nahen Beschaun am besten in zwei ungefähr gleichwertigen Raten genoß, wobei jedoch nur schwer zu entscheiden war, welche Rate lächerlicher zu wirken vermochte. Wirkte es auf dem Bahnsteig aufreizend, daß Balthasar Heggeler ohne Mühen in die Abteilerfenster zu schauen vermochte, was nur selten einem Menschen vergönnt ist, so war es ihm in seiner beruflichen Arbeit von ungewöhnlichem Vorteil, daß er ein Zimmer von normaler Höhe mit der Handbürste lücheln konnte. Er war Anstreicher von Beruf, aber es muß gesagt werden, daß der Umfang seines Geschäftes ebenso wie Heggellers geistige Ausmaß in umgekehrtem Verhältnis stand zu seiner körperlichen Größe.

Es mag jedoch sein, daß die spöttische Mittelwelt die Länge seines schlampig getragenen Körpers ebenso übertrieb wie die erschütternde Größe seiner Dummheit. Wäre er so begabt dümm gewesen, wie man es ihm nachsagte, dann hätte er niemals den Prozeß gegen die Berufsgenossenschaft gewonnen, als man ihn wegen Fahrlässigkeit in der Berufsausübung zu einer Geldstrafe von zwanzig Mark verurteilen wollte. Balthasar Heggeler aber prozessierte, weil er die zwanzig Mark einfach nicht aufbringen konnte, und als er behauptete, er könne vom Schragenrüst aus die Giebelseite eines nicht zu großen Hauses lücheln, fand man diese Behauptung so unverschämte, daß man einen Kontrollbeamten schickte, vor dessen Augen dann, während Hunderte von Zuschauern auf dem Stadtplatz zusammenliefen, Balthasar Heggeler den einstöckigen Anbau des Rathauses sogar ohne Schragenrüst vom Boden aus lüchelte.

Er brauchte seine Strafe nicht zu bezahlen, er schenkte der Stadt die Arbeitsleistung dieses Probeanstriches und war stolz, weil die Stadt einmal mit ihm und nicht wie sonst über ihn lachte. Das war so um jene Zeit, als ihm der erste und einzige Sohn seiner Ehe geboren wurde. Im Vollgefühl einer zweifachen Freude ging er zum Standesamt und meldete, daß ihm seine Ehefrau einen Sohn geboren habe, dem nach des Vaters entscheidendem Willen der Name Drusus gegeben werden sollte.

„Bitte?“ fragte der Standesbeamte nach, denn er glaubte falsch gehört zu haben.

„Drusus, Drusus Heggeler, wenn ich bitten darf!“

„Bitte dürfen Sie wohl, Herr Heggeler. Aber möchten Sie dem Knaben nicht doch einen weni-

ger ausgeprägten oder weniger historischen Namen geben? Ich meine es ja gut mit Ihnen, wenn ich Ihnen dazu rate.“ „Mein Sohn heißt Drusus, und dieser Name wird eingetragen.“

Am Abend lächelte die ganze Stadt über den Anstreicher Heggeler, der seinem Sohn den Namen Drusus gegeben hatte, und man empfing den Vater Heggeler mit schallendem Gelächter, als er, des festlichen Tages wegen, zum Bier ging. Man ließ den kleinen Drusus hochleben, man zahlte dem glücklichen Vater eine Menge Bier, man verspottete ihn stundenlang, aber Heggeler steckte nur den Kopf ein und trank auf Rechnung der Spötter. Er dachte an das runzelige Kinder Gesicht daheim und schmunzelte still, während er die Lebenspläne für den kleinen Erdenbürger erdachte, der er außer dem Namen nichts mitgeben konnte ins Leben.

„Warum hast du das getan?“ jammerte die Frau, als Balthasar spät in der Nacht betrunken heimkam, aber der Mann sagte seiner Frau lachend, sie möge schlafen und die Sorge um die Zukunft des Kindes ihm überlassen.

„Warum habe ich einen so abschüchlichen Namen, daß mich alle Kinder deswegen auslachen?“ weinte der kleine Drusus, als er seine ersten Schultage abgedient hatte und, beladen mit dem Spott von vierzig Mitschülern, zum ärmlichen Mitgetagessen heimkam. Drusus weinte, die Mutter weinte, die Kinder in den Gassen höhnten, aber der alte Heggeler schmunzelte still vor sich hin und freute sich über die Dummheit der Menschen, die ihn für so dümm hielten.

„Drusus?“ fragte der Lehrmeister, der den bohnenstangenlangen Jungen in die Lehre nahm. „Drusus?“ — Dein Vater hätte dir auch besser mehr Verstand mitgegeben als diesen törichtsten Namen. Nimm jetzt einen Stecken und rühre die Leimfarbe an Hast du nicht verstanden, Drusus?“ Dann mußte auch dieser polternde Meister sich umdrehen und sein Lachen in eine Zimmercke losprusten. Drusus aber kam nach den ersten sechs Monaten Lehrzeit verbittert auf Besuch zu den Eltern heim und beklagte sich heftig, weil man ihm diesen Namen aufgezungen hatte, der ihm zum Henswurst vor allen Leuten machte.

Den Rekruten Drusus Heggeler beschämte der Oberfeldwebel vor versammelter Mannschaft, als er beim Appell die Namen ablas und den Namen Drusus Heggeler ein zweites, ein drittes Mal wiederholte, bis die ganze Kompanie brüllte vor Lachen. Man lachte zwei Dienstjahre lang über den albernem Drusus Heggeler, der körperlich

und geistig immer ein Rekrut blieb. „Mein Drusus begrüßte ihn der Vater, als er nach der Militärzeit heimkam. Der Sohn aber schrie ihn nieder: „Laß mich in Ruhe mit dem Namen, der fürs ganze Leben einen Henswurst aus mir gemacht hat!“

„Du bist töricht wie ein Kind“, beglückte der Vater, aber Drusus war mit begütigenden Worten jetzt nicht mehr zu versöhnen. Da nahm ihn der Vater zu sich in die Farbkammer und setzte sich auf eine Tonne Ocker, dem Sohn gegenüber, der nur widerwillig diesen Beglückungsversuch anhörte. „Schau, Drusus: das ist alles, was ich habe. Und was ich habe, bin ich den Lieferanten noch schuldig. Es hat ein ganzes Leben lang nur gereicht für den ersten Hunger, zum Sattwerden reicht es heute noch nicht. Darum habe ich dir nichts mitgeben können als einen Namen, der dir im Leben weiter helfen soll.“

Drusus lief weg, weil der Vater, der ihm jeden Weg ins Leben versperrt hatte mit diesem Namen, noch zu spotten wage. Der Vater hielt ihn am Rockärmel fest und lief ihm nach, durch das Haus, auf die Straße, über den Marktplatz, und immer wieder versuchte er es mit seiner Weisheit, die den Drusus beglücken sollte. „Du mußt vernünftig sein, Drusus, und mußt mir einmal zuhören, ich habe dir den Namen Drusus gegeben, damit du es weiter bringst im Leben als ich. Man lacht vielleicht über dich, man lacht über den Namen Heggeler, für den ich doch nichts kann. Aber man wird nicht mehr lachen, wenn du deinen Namen abgekürzt schreibst — gibt doch echt auf mich, Drusus — wenn du ohne Schule und Examen, weil ich es doch nicht leisten konnte, wenn du trotz deiner armeneligen Herkunft dennoch wie ein großer Mann auftreten darfst. Hör mir doch zu, Drusus! Du brauchst nur deinen Namen abzukürzen, dann wird ein Dr. Heggeler aus dir, und der wird seinen Weg schon machen.“

„Dr. Heggeler?“ fragte der Sohn, der zum erstmaligen stehen blieb.

„Ja, natürlich! Dr. Heggeler. Es ist keine Urkundenfälschung, weil du doch deinen Namen abkürzen darfst, wie du willst. Und der dumme Vater, über den alle lachen dürfen, auch du sogar, mein Sohn Drusus, hat dir auf diese Weise den Weg ins große Leben geebnet.“

Nach dieser Unterhaltung saß Drusus zu weiterem Gespräch noch eine Weile dem Vater gegenüber auf der Leimtonne, denn es war zum erstmaligen, daß sie sich beide verstanden.

Drusus Heggeler packte seine Siebensachen und machte sich auf die Reise ins Glück. Er hielt bei

Die lächelnde Wohlfahrtspflege

EINE HEITERE AUSLESE!

Gesammelt von E. Heiland

den Malermeistern unterwegs an um eine Ge- sellengabe und arbeitete einmal hier, einmal dort, bis er in einem Städtchen, das so ungefähr die Größe seiner Heimatstadt hatte, einen dauernden Abstellplatz gefunden zu haben glaubte für sein überdimensioniertes Dasein. Eine Malerwitwe nahm ihn als Gesellen und verpacchete ihm schließlich ihr beschiedenes Geschäft, was in unglücklichen Bedingungen, daß Drusus gerne damit einverstanden war. Man lachte über den ungelinkten, himmel- langen Mann, der mit dem Farbkübel über den Stadt- platz ging, man sagte, er sei schlenker- beinig, und die Leute, die diesem Kopf eine allzu große Begabung abstritten, waren in der Überzahl. Da hingte Drusus eines Abends sein neues Schild aus:

„Dr. Heggeler, Ausführung künstlerischer Maler- arbeiten, Vergolderei und Farbenhandel.“

Wie immer ging er am Morgen mit den Farb- kübeln zur Arbeit, aber die bisher von allen Seiten freundlich gebotenen Grüße hatten etwas Steifes und Formelles, vielleicht auch etwas Mit- leidiges. So einer also war der himmelange junge Maler, so einer, der einmal bessere Tage gesehen, eine höhere Bildung genossen und eine bessere Arbeit getrieben hat. Immer und war er ein leichtwüchtiger, unendlich gutmütiger Mann, der deswegen immer ein so betäubtes Gesicht machte, weil er die bessere Vergangenheit nicht verges- sen konnte.

Dem Dr. Heggeler nahm man seine unwahr- scheinliche Größe nicht übel, die man an dem Maler- hingsten Heggeler belächelt hatte. Man fand sein linksisches Benehmen hübsch, weil es doch nur das hilflose Einfinden eines vornehmen Mannes in diese wenigen vornehmen Dinge war. Nun aber, da man ihn achtete, da man ihn nicht mehr ungelin- ken fand, da man seine unwahrähnliche Größe interessant finden zu müssen glaubte, zerstörte diese freundliche Meinung das Geschäft, das einen so vielversprechenden Anfang genommen hatte. Man konnte doch einen Maler, der Doktor war, nicht zu jeder simplen Anstreicherarbeit ins Haus holen, und weil die andere, die künstlerische Arbeit, die Vergolderei sehr wenig war, kam es, daß Drusus sein Geschäft hatte zu verlassen sah, daß er den Pachtstillstand mehr erlegen konnte, und daß die alte Meisterwitwe in solcher Not ihre Nichte kommen ließ, damit diese nach dem rechten sehen sollte.

Diese Nichte hieß Anna und sah nach ihrer Art nicht den Dingen an den Grund. Sie war schön. Bei aller Not mußte Drusus das feststellen. Sie war energisch. Auch das mußte Drusus bald feststellen, als sie seine schüchternen Liebesbezeugungen damit in die gehörige Ordnung brachte, daß sie den großen Mann zu sich niederbeugte, um so zu einem ersten Kuß zu kommen.

Und weil Drusus nicht zu sagen wagte, daß er sie heiraten wollte, fragte sie ihn darum und fand seine Zustimmung. Bevor es dazu kam, erfuhr Anna den wirklichen Grund des schwe- ren Geschäftsrückganges und wollte kurz- zerhand den Doktoranteil auf dem Firmen- schild überstreichen.

„Das geht doch nicht!“ wagte Drusus ein- zuwenden.

„Schreib doch deinen Vornamen an und nicht den Tiell!“

„Das bleibt sich immer gleich“, wagte Drusus noch einmal zu entgegnen.

„Warum? Du hast doch einen Vornamen wie jeder Mann?“

„Ja, ich heiße Drusus.“

Da horchte Anna fast erschrocken auf, denn die Name gefiel ihr über alle Maßen. Sie sagte zärtlich und innig und voll Klang „Drusus!“ und nahm sich vor, schon um dieses schönen Namens willen seinen Träger immer lieb zu haben in aller sanften Güte und aller herben Strenge.

Weil der Name aber besser in der Stille eine liebevollere Stunde gedauert wurde als vor den Leuten, die vielleicht darüber spotteten, ließ Anna das Schild völlig überstreichen und neu anschreiben: „Anna Heggeler — Malerwerkstätte und Farbenhandlung.“

Der Vater freilich, der zur Hochzeit kam, war nicht mehr dabei. Am Tag der Hochzeit behauptete er dennoch, er habe mit eben diesem kuriosen Namen seinem Sohn den Weg ins große Leben gebannt.

Es ist gewiß nicht einfach und auch keineswegs ein Vergnügen, trockene Aktenstöße und Berichte durchzuarbeiten, besonders dann, wenn es sich um eine Überprüfung getroffener oder noch zu treffender Maßnahmen der Wohlfahrtspflege handelt. Wohl jeder, der einmal Gelegenheit hatte, in solche Akten Einsicht zu nehmen, wird zu- gestehen müssen, daß zu einer gewissenhaften Arbeit auf diesem Gebiet ein großes Einfühlungs- vermögen und ein ernstes Verantwortungsgelühl notwendig sind.

Wenn nun dennoch heitere und ergötzliche Bemerkungen aus sonst ernstem Akten und Berich- ten der Wohlfahrtspflege ertört werden, dann soll damit keineswegs die wertvolle Arbeit etwa der NSV, der Wohlfahrts- und Fürsorgeämter und anderer Stellen verkant werden. Aber wir lachen doch gern, und wenn da in einem Bericht steht:

„K. ist mit dem Schrank und seinen Nerven zu- sammengebrochen“,

dann kommt uns sicherlich ein Schmunzeln an, ohne daß wir etwa schlecht über diesen Mann oder das betreffende Amt, welches diesen Be- richt aufnahm, denken würden. Nein, — wir freuen uns über diesen ungewollten Humor, der da aus sonst so trockenen Akten zu uns spricht. Wir wissen ja auch, daß gerade bei der NSV. viele ein- fache und schlichte Menschen für eine große und erhabene Idee Dienst tun und einen großen Teil ihrer Freizeit freudig hierfür einsetzen.

Da ist nun in einem anderen Bericht zu lesen:

„N. selbst angetroffen, jedoch nicht nüchtern und die Standhaftigkeit seiner Beine war zweifelhafter Natur.“

Gewiß, gewiß — wir wissen Bescheid. Wir können sogar sagen, daß der Mann, der diesen Bericht schrieb, den Kern der Sache treffend ausgedrückt hat, so daß ein Zweifel über die Qualität des Herrn N. nicht aufkommen kann. Damit ist aber nicht gesagt, daß mit diesem Bericht die Angelegenheit erledigt sei. Nein — in den Akten liegt ein weiterer Brief, in dem es heißt:

„Ich muß Ihnen mitteilen, daß Sie meine Ver- hältnisse nur auf der einen Seite geprüft haben und der Kehrsseite aus dem Wege gegangen sind.“

Na, na — Ich weiß nicht, was soll das bedeuten?, könnte man vielleicht sagen — auch dann, wenn berichtet wird:

„Der Musiker G. braucht eine neue Hose, da er in der alten keine Musik mehr machen kann.“

Schreibt aber eine Bittstellerin:

„Ich erhalte nächste Woche eine Stellung. Um anständig auszusehen, benötige ich eine Unter- hose und ein Hemd“.

dann schütten wir nur den Kopf und fragen uns, was wohl ein Hemd und eine Unterhose mit An- ständigkeit zu tun haben müssen; denn anneh- men können wir doch nicht gut, daß jene Bit- tellerin die neue Stellung in Hemd und Unter- hose antreten will. Verständlicher ist uns schon die Bitte einer anderen Frau, welche sagt:

„Mein Mann muß unbedingt eine neue Hose haben. In der alten hätte ich schon mehrere Male das Gestalt gesagt, und er hält mir das- selbe jeden Abend vor.“

Selbstverständlich ist es nicht gerade schön, Abend für Abend eine vielleicht recht zweifel- hafte Sache sehen zu müssen. Eigentlich sollte sich der Mann was schämen! — Überhaupt die Hosen — man könnte sagen, sie bilden ein Ka- pitel für sich. Da heißt es einmal:

„Frau D. beantragt eine neue Hose, die acht- undfünfzig Jahre alt ist und ein steifes Bein hat.“

Daß es so was gibt, ist fast ungläublich. In einem anderen Gesuch wiederum steht:

„B. empfiehlt Bewilligung der Kleidung bis auf die Hose.“

Auch hier könnte man sagen: ungläublich, un- gläublich! — Eigenartig aber ist wohl die Empfeh- lung:

„Wir müssen dem Mann mit einer Hose unter die Arme greifen.“

Von einem höchst bewunderungswürdigen Rechts- empfunden zeugt jedoch die Bemerkung:

„Der Verlobte ist zur Beschaffung des Schlüpfers moralisch verpflichtet.“

Aber hierzu wollen wir keine Erklärung suchen, denn es könnte doch sein, daß wir moralisch nicht genügend gefestigt sind. Und von der Hosen- geschichte wollen wir auch abkommen. Nur zum Schluß sei noch eine Bemerkung erwähnt, die in einem Bittgesuch zu finden ist:

„Da Frau K. ein kaltes Parfüm hat, beantrage ich eine neue Hose für sie.“

Doch auch das sei auf eine Erklärung verzichtet. Der Leser möge sich selbst denken. Es ist ja schließlich auch tatsächlich schwierig, stets eine Erklärung bei der Hand zu haben. Was soll man zum Beispiel sagen, wenn es heißt:

„Es war nur ein Hemd da, welches zu klein war, mußte ich feststellen.“

Frägt man sich nicht unwillkürlich: war und wo, wie und was? — Zuweilen kann man auch gar keine Erklärung geben, denn wenn da einmal geschrieben steht:

„Das steinalte, eiserne Bett war von Wanzen vollständig zerfressen“,

dann bleibt einem doch der Mund offen- stehen, wie man dieses seltsame „eisernes“ Bett noch vorhanden sein, wenn es von den bösen Wanzen schon zerfressen sein soll. — Auch dazu kann man nichts sagen, wenn es heißt:

„Als ich die Wohnung betrat, bewegt es sich unter dem Bett. Frau M. sagte, es wäre der Mann, der die Wäsche bringt.“

Immerhin, es kann ja so gewesen sein. Doch unbedingt anständiger — so wenn auch recht eigenartig — ist wohl folgendes Thema, wozu einer schreibt:

„Z. macht einen sehr anständigen Ein- druck, der sehr erkalte ist.“

Aber ganz tiefinnig ist wiederum jener Bittsteller, der da schreibt:

„Meine Frau sitzt seit zwanzig Jahren auf der Toilette.“

Selbstverständlich ist das auch nicht wahr. — Wahrfahriger und verständlicher ist da- gegen jene Bemerkung, die ein Antrags- steller in seinem Schreiben festhielt:

„Ich werde den Schnupfen nebst mel- lerer Frau nicht los.“

Ehemänner werden diesen Seufzer unter Umständen doch des öfteren — wenn auch nur im Scherz — beipflichten. Eine

Gollmond über der Stadt

Von Rudolf Habetin

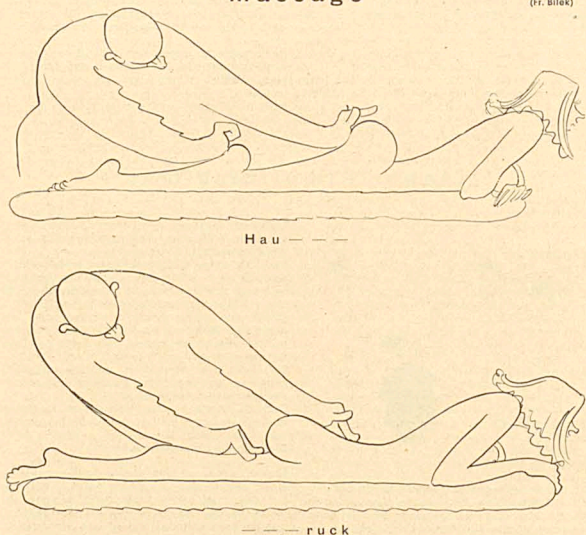
Du plumper Mend hängt deine runde Lampe
altmodisch, resigniert und alzu bieder
auf unsre Städte tief und schwer hernieder
und weißt es doch, daß jede Lidertampe

und jede bunte, züngelnde Reflekt
dein altes, simples Licht grell überblendet.
Gehintert sind auf unsre Nacht verschwendet.
Und manchmal nur blüht eine alte Dame

zu tie empör, und feufzt, und will vertreiben;
vielleicht hat sie die Berle einst geliebten,
vielleicht aus alten Elegien blieben
in ihrem müden Herzen ein paar Zeilen,
in denen Autos ihr vorübergleiten
und raffend tausend blanke Straßenbahnen,
die nichts von jener alten Lyrik ahnen
und ihrem stillen Freund verflungener Zeiten — —

Massage

(Fr. Billek)



DER TRÄUMER

VON SAKI

Es war die Zeit der Ausverkäufe. Adela Chemping, die sich gewissermaßen über die Versuchungen eines gewöhnlichen Ausverkaufs erhaben dünkte, machte es sich zur Regel, die billige Woche bei Walpurgis & Nettepink zu besuchen.

„Ich bin nicht auf Gelegenheitskäufe veressen“, sagte sie, „aber ich gehe gerne zu Ausverkäufen.“ Was zeigte, daß unter der Oberfläche ihrer Charakterstärke eine lebenswürdige Unterströmung menschlicher Schwäche floß.

Um sich mit einer männlichen Schutzgarde zu versorgen, hatte Mrs. Chemping ihren jüngsten Neffen dazu eingeladen, sie am ersten Tag bei ihrer Einkaufsexpedition zu begleiten, wobei sie als Lokung einen Kinobesuch und die Aussicht auf eine kleine Erfrischung durchblicken ließ. Da Cyprion noch nicht achtzehn Jahre alt war, hoffte sie, er möchte noch nicht jenes Stadium männlicher Entwicklung erreicht haben, in dem Paketetragen als etwas Verabscheuungswürdiges angesehen wird. „Treffe mich gerade vor der Blumenabteilung“, schrieb sie ihm, „und sei keinen Augenblick später dran als oft.“

Cyprion war ein Junge, der durch seine frühen Jahre den staunenden Blick eines Träumers mit sich herumtrug; die Augen eines Knaben, der Dinge sieht, die gewöhnlichen Sterblichen nicht sichtbar sind, und die alltäglichen Dinge mit Eigenschaften besetzt, die gewöhnliche Menschen nicht ahnen — die Augen eines Dichters oder eines Wohnungsvermittlers. Er war schlicht gekleidet, mit jener zum Schneiderhandwerk gehörigen Schlichtheit, die von Romanschiffstatellern gewöhnlich dem Einfluß einer verwitweten Mutter zugeschrieben wird. Sein Haar war wogend wie von der Strömung niedergehaltenes Seegras zu rückgekämmt. Seine Tante nahm insbesondere diese Einzelheit seiner Toilette bei dem vereinbarten Zusammentreffen wahr, denn er stand häufig auf sie wartend da.

„Wo hast du deinen Hut?“ fragte sie. „Ich habe keinen mitgenommen“, erwiderte er. Adele Chemping nahm leise Anstoß. „Du wirst

dich doch nicht zum Sonderling entwickeln?“ erkundigte sie sich mit einiger Besorgnis.

Cyprion sah sie mit seinen erstarrten, verträumten Augen an. „Ich habe keinen Hut mitgebracht“, sagte er, weil es so lästig ist, wenn man einkaufen geht; ich meine, es ist so umständlich, wenn man jemanden trifft, den man kennt, und seinen Hut abnehmen muß, wenn man die Hände voll Paketen hat. Wenn man keinen Hut hat, so braucht man ihn nicht abzunehmen.“

„Wir werden zuerst zur Tischlerei-Abteilung gehen“, sagte sie und schlug den Weg in dieser Richtung ein. „Ich möchte gerne einige Mundtücher ansehen.“

Der staunende Blick in Cyprions Augen vertiefte sich, als er seiner Tante folgte. Er gehörte einer Generation an, von der man annimmt, sie finde übermäßiges Gefallen an der reinen Zuschauerrolle; aber Mundtücher anzuschauen, die man nicht die Absicht hatte zu kaufen, war ein Vergnügen, das über sein Verständnis hinausging. Mrs. Chemping hielt ein oder zwei Mundtücher gegen das Licht hoch und blickte sie aufmerksam an, so als hoffe sie halbwegs, eine revolutionäre Geheimmeldung in kaum sichtbarer Tinte auf sie geschrieben zu entdecken; dann ging sie plötzlich in Richtung zur Glaswarenabteilung weiter.

„Millicent hat mich gebeten, ihr zwei Weinkaraffen mitzubringen, wenn irgendwelche wirklich billige da sein sollten“, erklärte sie auf dem Weg, „und ich brauche notwendig eine Salatschüssel. Ich kann später noch einmal zu den Mundtüchern zurückkommen.“

Zwei Sonnenschirme, die zu einem Preis herabgesetzt waren, der Mrs. Chemping lächerlich niedrig dünkte, wurden ihren Erwerbungen hinzugefügt. „Einer läßt sich für Ruth Colson verwenden; sie fährt nach Singapur und ein Sonnenschirm ist dort immer praktisch. Und ich muß ihr dünnes Briefpapier besorgen. Es nimmt keinen Platz im Gepäck ein.“

Mrs. Chemping kaufte Stapel von Briefpapier; es war so billig und so leicht in einen Handkoffer oder ein Reisekissel einzupacken. „Was glaubst du, daß Ruth lieber hat: blaues oder graues Papier?“ fragte sie Cyprion.

„Graues“, sagte Cyprion, der die fragliche Dame nie gesehen hatte.

„Haben Sie malvenfarbnes Schreibpapier von dieser Qualität?“ fragte Adela den Verkäufer.

„Malvenfarbnes haben wir nicht“, sagte der Verkäufer, „aber wir haben zwei Schattierungen von Grün und eine dunklere Tönung von Grau.“

Mrs. Chemping beaugenscheinigte die beiden Grün und das dunklere Grau, und wählte das blaue Papier.

„Jetzt können wir was essen gehen“, sagte sie. Cyprion benahm sich vorbildlich im Erfrischungsraum: er nahm gewöhnlich eine Pflaume, einen Apfelkuchen und eine kleine Tasse Kaffee; hinreichende Stärkung nach zwei Stunden konzentrierten Einkaufens hin. Er war jedoch unerbitlich in seinem Widerstand gegen den Vorschlag seiner Tante, ein Hut solle für ihn gekauft werden an dem Stand, wo Kopfbesetzungen für Männer zu verführerlich herabgesetzten Preisen zur Schau gestellt wurden.

„Ich habe daheim so viele Hüte wie ich brauche“, sagte er, „und außerdem bringt es einem die Haare durcheinander, wenn man sie aufprobiert.“ Vielleicht entwickelte er sich doch zu einem Sonderling. Es war ein bedenkliches Anzeichen, daß er alle Pakete in der Obhut der Garderobefrau lassen wollte. „Wir werden gleich noch mehr Pakete zusammenbringen“, sagte er, „also brauchen wir die hier nicht herumzutragen, bis wir mit unseren Einkäufen fertig sind.“ Seine Tante war nur halb überzeugt, einiges von dem Vergnügen und Reiz der Einkaufsexpedition schien sich zu verflüchtigen, wenn man der unmittelbaren Berührung mit seinen Erwerbungen beraubt war.

„Ich gehe noch einmal nach diesen Mundtüchern sehen“, meinte sie, wie sie die Treppe zum Erdgeschoß hinabstiegen. „Du brauchst nicht mitkommen“, fügte sie hinzu, wie sich der trümmliche Blick in den Augen des Jungen einen Augenblick lang in einen solchen stummer Auflehnung verwandelte, „du kannst mich später in der Küchenabteilung treffen; mir ist gerade eingefallen, daß ich keinen Korzkleier im Hause habe, auf den man sich verlassen kann.“

Cyprion war nicht in der Küchenartikel-Abteilung zu finden, als seine Tante nach entsprechender Zeit dort ankam. Er war in dem Gemenge gleichgültiger Käufer und geschäftiger Verkäufer war es nur zu leicht, sich zu verlieren. Es war in der Lederwaren-Abteilung, daß Adela Chemping eine Viertelstunde später ihren Neffen erspähte, von ihr getrennt durch einen Kofferstapel und eingepfercht durch die eindringende Menschenmenge, die jetzt jeden Winkel des großen Verkaufsraums überflutete. Sie kam gerade rechtzeitig, um Zeugin eines verzeihlichen, aber ziemlich peinlichen Irrtums von seiten einer Dame zu werden, die sich mit unwiderstehlicher Entschlossenheit ihren Weg zu dem barhäutigen Cyprion gebahnt hatte und jetzt atemlos nach dem Verkaufspreis einer Handtasche fragte, die ihr Begehren geweckt hatte.

„Ahal da haben wirs!“ rief Adela im stillen aus, sie hält ihn für einen Verkäufer, weil er keinen Hut aufhat. Ich würde mich nicht wundern, wenn ihm das schon einmal passiert wäre.“

Vielleicht war es da wirklich Cyprion schien weder verblüfft noch verlegen angesichts des Irrtums, den die gute Dame begangen hatte. Indem er den Preissetzen an der Handtasche ablas, verkündete er mit ruhiger, leidenschaftsloser Stimme: „Schwarzes Seehundleder, 34 Schilling, herabgesetzt auf 28. Tatsächlich stolzen wir sie wegen Aufgabe des Artikels zu einem Sonderpreis von 26 Schillingen ab. Diese Taschen gehen sehr rasch weg.“

„Ich nehme sie“, sagte die Dame, eifrig einige Münzen aus ihrem Geldbeutel hervorbringend.

„Wollen Sie sie so mitnehmen?“ fragte Cyprion.

Es ward ein paar Minuten dauern, wie sie gewickelt ist; es herrscht ein derartiges Gedränge. „Schon gut, ich nehme sie so mit, wie sie ist“, sagte die Käuferin, indem sie ihren Schutz unter den Arm klemmte und Cyprion das Geld in die Hand zahlte.

Mehrere lebenswürdige Fremde halfen Adela ins Freie. „Es ist das Gedränge und die Hitzel!“ sagte ein Samariter zu dem anderen; „es genügt, um jeden schnellwindig zu machen.“

Als Adela wieder auf Cyprion stieß, stand er in der Menge, die sich um die Buchständer drängte. Der Traum der Tante war nicht als je in seinen Augen. Er hatte gerade zwei Erbauungsbücher an einen älteren Stillschriver verkauft.

(Berechtigte Übertragung von Hans B. Wagensell)

Erinnerungen

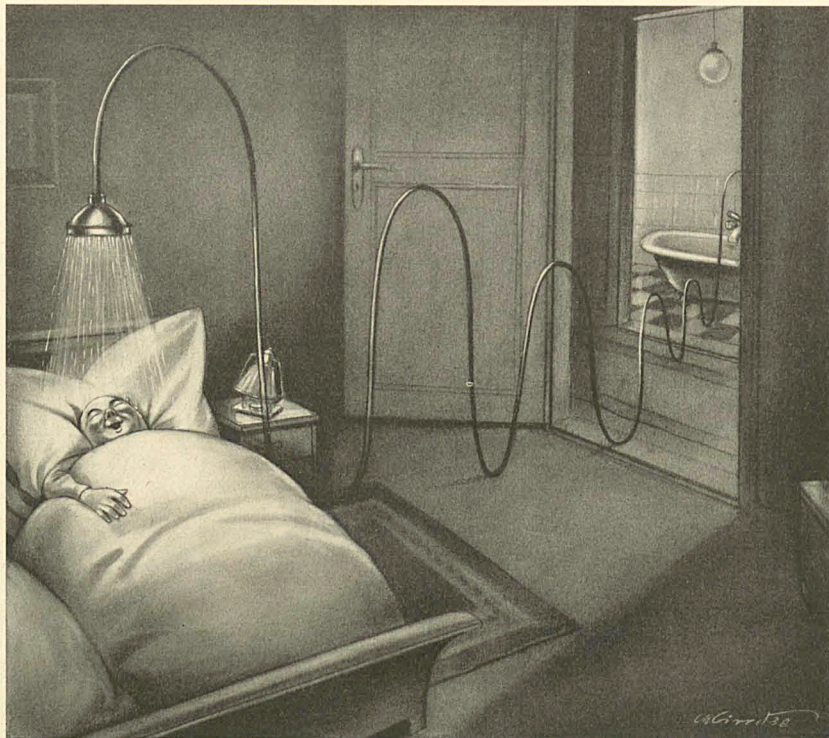
(Wilhelm Schütz)



„Ick wet nich, Hein, as wi jung weurn, harrn de Deerns doch mehr Tonnage!“

Traum in einer heißen Sommernacht

(Ch. Girod)



Polyglott / Von Hans Karl Breslauer

Was fängt man an, wenn man an einem verregneten Nachmittage mit guten Bekannten in der Sommerfrische beisammensitzt?

Die Damen spielen Rummy und die Herren kommen von der Aufrüstung auf das Toilettenbudget der Gattin.

Doktor Marlinger saß mit Direktor Hauser in einer ruhigen Ecke des Konversationszimmers, eben waren sie bei alten Erinnerungen angelangt, als Monsieur Espinasse eintrat und um Erlaubnis bat, an dem Tisch Platz nehmen zu dürfen.

„Kommen Sie nur“, sagte Direktor Marlinger, „Ihnen muß ja die Langeweile mächtig zusetzen... So ganz allein in dieser Wüste... Wir sind eben beim Kapitel „Cherchez la femme“ angelangt... Tragen Sie auch etwas bei zur Unterhaltung, Sie als Pariser —“

„Oh, was das betrifft, ich spreche nicht so gut —“ „Keine Ausflüchte, Sie sprechen sehr gut Deutsch!“ „Finden Sie?“ Monsieur Espinasse rieb sich mit Daumen und Zeigefinger das glattrasierte Kinn. „Nun, wenn ich Ihnen erzähle, wie ich Ihre Sprache lernte, dann haben Sie auch gleich die ge-

wünschte Geschichte... Es dürfte im zweiten Jahr meiner Ehe gewesen sein, als ich, auf der Suche nach einem Taschentuch, im Wäscheschrank meiner Frau, versteckt unter den Taschentüchern, ein Päckchen Briefe fand... Da ich mich nie von unvorhergesehenen Ereignissen überumpeln lasse, nahm ich die Briefe, um sie zu lesen, aber sie waren in deutscher Sprache geschrieben... Nun müssen Sie wissen, daß meine Frau, ehe ich sie kennenlernte, lange im Ausland gelebt hat und sich große Sprachkenntnisse erwarb... Ich selbst hatte mich, wie die meisten meiner Landsleute, leider nie für fremde Sprachen interessiert, zuweilenteils auch an meinem Sprachtalent, aber die Männerhandschrift dieser Briefe, von denen einige das Datum der allerletzten Tage trugen, kam mir verdächtig vor und ich hätte viel darum gegeben, sie lesen zu können; denn, sagte ich mir, wenn eine Frau Briefe im Wäscheschrank versteckt, dann muß doch etwas dahinter sein... Einen Bekannten aufzusuchen, um mir die Briefe übersetzen zu lassen, widerstrebte mir, man will doch nicht seine privatesten Angelegenheiten einem anderen preisgeben... Also legte ich die Briefe wieder zurück und fing an — Deutsch zu

lernen! Ich bin ein fleißiger Mensch und büffelte wie ein Ochse. Doch als ich endlich so weit zu sein glaubte, die Briefe lesen zu können, waren sie nicht mehr vorhanden. An ihrer Stelle lagen einige Briefe in ungarischer Sprache... Der Zweck heiligt die Mittel, sagte ich mir, lernte, obwohl die Sprache sehr schwer ist, Ungarisch und machte Riesenschritte... Mein Lehrer wunderte sich über mein Sprachtalent und ich gab mir die größte Mühe, meine Frau nichts aus lassen... „Na und?“ fragte Doktor Marlinger.

„Ja, sehen Sie, Monsieur, den eigentlichen Zweck erreichte ich wohl nicht... Aber jedes Ding hat zwei Seiten... Schließlich wurde ich von der Firma, bei der ich angestellt war, zum deutschen, ungarischen, englischen und polnischen Korrespondenten ernannt... Und so eine Stellung wird bei uns in Frankreich gut bezahlt!“

Doktor Marlinger sah Monsieur Espinasse zuerst verdutzt an, dann sagte er herzlich lachend:

„Und Ihre Frau, mein Herr?“
„Mon dieu“, achselzuckte Monsieur Espinasse, „man wird älter...“ Jetzt korrespondiert sie Latein... Aber das ist eine Sprache, für die ein Exportheus kein Interesse hat!“

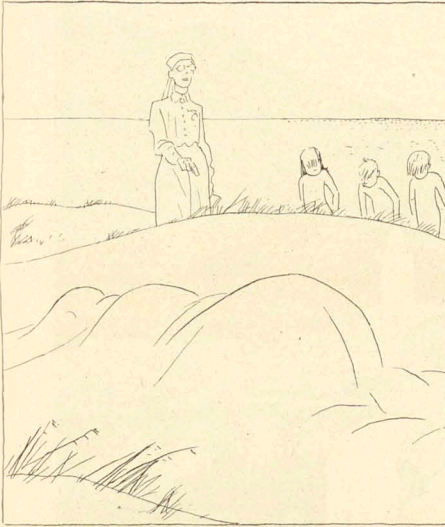
VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foltsch, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Schweizer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pf.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. O.G. Nr. 11. 1926. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1294. Postcheckkonto München 3922, Erlaufweg München.

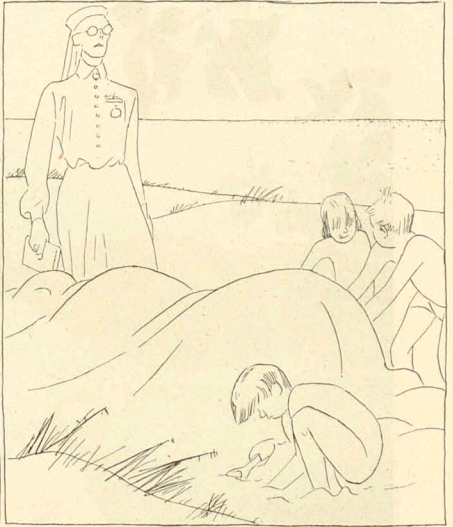
Für Herausgabe und Redaktion in Deutschösterreich verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

Die Sandburg

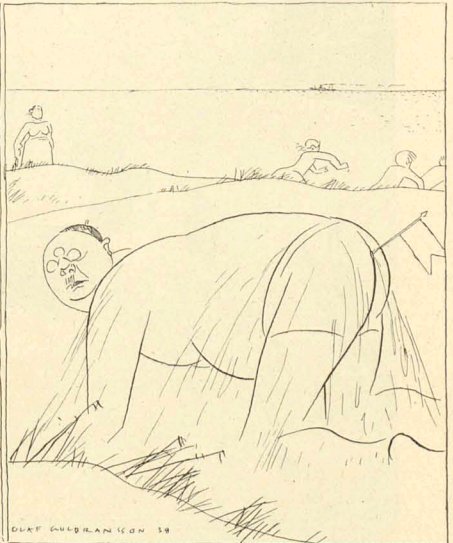
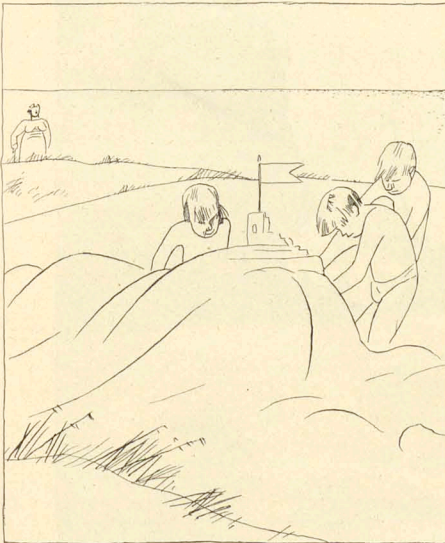
(O. Gulbransson)



„So Kinder, hier könnt ihr schön spielen!“



Baut doch einmal eine Sandburg.“



„Otto komm schnell zum Essen!“

Englischer Bericht über Oesterreich

(E. Thöny)



„Soso, Ihr seid also zufrieden, nun das übersetzen wir am besten mit ‚Discontented!‘“